

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-341396](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341396)



Provinz  
gehören,  
i Mähe  
erwerben  
erwichtig,  
Steuern,  
gellischen  
zahlen,  
das die  
and Er-  
chtigkeit  
ife des

Malzigen  
den Ar-  
Karfen  
benäde-  
a neuen  
deutsche  
waren  
r Pfalz  
tte und  
Armen  
nde ge-  
r Hüfte

g, ein  
Gebiets,  
eutschen  
geleitet,  
Blau-  
gedient  
and die

en Ge-  
is Pile-  
iff-Ge-  
istorial-  
rdnetter  
Böh-  
andere  
ie Roth-  
che der  
geist-

fassung  
rt die  
ist und  
Bieder-  
legt an

Für die 1873 zu feiernde 27. Jahresver-  
sammlung wurde die Stadt Kassel bestimmt.  
Da somit die Tagesordnung erledigt war, schloß  
Präsident Dr. Hoffmann die über 6 Stunden  
währende Verhandlung mit der Erklärung: in  
Speyer hat sich Alles vereinigt, das Fest zu  
einem herrlichen und lieblichen zu machen.

Am Abende fand noch auf dem Hoftheater  
ein stark besuchtes Concert statt, das allgemeinen  
Beifall fand, und in der Frühe des folgenden  
Tages verließen die so freudig und herzlich nach  
Pfalz Sitte aufgenommenen Festgäste die all-  
emwärtige Stadt Speyer, theils in das nahe  
Haardtgebirg, theils nach Elfaß und Lothringen  
Ausflüge machend. Es wäre in der That jedem



### Papst Benedict

der Dreizehnte.

af der Burg zu Pesiccola, die vom Fels zur Oede blüht,  
Am Altar, im Kreis der Mönche, steht der große Benedict,  
Sitzt zum Pontificat erheben, nun rüchelt durch's Kaiserwort,  
Daz er, unerschütterlich großend, wie ein wunder Kar sich dort.  
„Herr, das Amt der ewigen Schlüssel, das du deinem Knechte gabst,  
„Wer vermag's mir anzutasten? Doch sie drin'n. Ich bin der Papp-  
„Über Fürstenthum und Völker hast du mir Gewalt verliehen,  
„Sagt zu trosten mir der Erdkreis, dein Gericht herab auf ihn!“  
Und empor das Knie wendend, das des Himmels Güte laßt,  
Spricht er feierlich der Baunschlach, der die ganze Welt verlaßt,  
Unter Grabgeläut die Krone läßt er auf am Hochaltar:  
„Als leid im Reich des Vaters ausgehen für immerdar!“  
Dann erschallt der Chör der Mönche: „Tag des Joms, brich heran!“  
Doch die Sonne wälzt wie gestern ruhig lächelnd über Selva.

G. Seibel.

Gute Wirthschaft mitten in böser Wirthschaft.

„He! Schnaps her!“ ruft einem Gastwirth ein  
Angetrunkenener mit einem Kameraden zu,  
der auch schon lange nach der Schnur zu lau-  
fen verlernt hatte. „Schnaps her!“ Ruhig geht der  
Wirth dem Angetrunkenen entgegen und sagt:  
„Guter Freund, für euch habe ich keinen Schnaps;  
Ihr habt schon genug und mehr als genug be-  
kommen; macht, daß ihr heim kommt!“ „Ich  
will's ja,“ schreit zornig der Gast, und wirft  
ein Thalerstück auf den Tisch. Daraus der Wirth:  
„Nad wenn ihr mir auch ein Thalerstück für  
einen Schnaps wollt geben, für euch hab' ich kei-  
nen; ein nüchternen Gast ist mir eine Ehre;  
Ihrnt morgen kommen, wenn ihr nüchtern seid.“  
Da flucht und schimpft der Schnapsler und heist

evangelischen Christen zu wünschen, von Zeit zu  
Zeit einem solchen Feste beizuwohnen zu können.  
Es erhebt das Herz und stärkt den Glauben;  
es gibt das Gefühl der kirchlichen Zusammen-  
gehörigkeit und der Kraft, die im Protestantis-  
mus liegt, wenn er mit geschlossenen Reihen  
vorangeht zum Schutze aller seiner Glaubens-  
genossen. Da würden sie sehen und hören, un-  
ser Verein ist eine kirchliche Macht geworden,  
die mit großem Erfolg gegen den alten bösen  
Feind gekämpft, aber gerade in unserer Zeit,  
wo der Kampf des Rechtsstaates gegen den  
Besultenorden entbrannt ist, mit aller Anstreng-  
ung mitzukämpfen muß.

den Wirth einen Dummkopf, der seinen Vortheil  
nicht versteht. Der Wirth macht die Thüre auf  
und sagt: „Ob ihr mich für Arg oder dumm  
haltet, ist mir einelei; Betrunkene dulde ich  
einmal nicht in meinem Hause, und Fluchen soll  
ohnehin in meinem Hause nicht gehört werden,  
— und seht, da draußen ist euer.“

Wollten doch die Wirthche lernen, daß nicht je-  
des Einschenken lauter Profit bringt, und daß  
man damit nicht auf den grünen Jweilz kommt,  
je voller die Stube ist und je ärger das Getob  
und Gejohl darin, besonders am Sonntag. Der  
Gastwirth, von dem Obiges erzählt ist, hat gute  
Einkehr und von lauter Gästen, die Sittsamkeit  
und Ordnung lieben, und ist's kein Schaden  
nicht, daß er keinen Säuser und Flucher duldet.

2\*

Ebenso wie auch einem andern Wirth, der das  
Kartenspiel nicht zuläßt.

„Karten her!“ schrien zwei Handwerksbursche,  
die den Tag über im Ort und Umgegend fleißig  
sechten gegangen, und dann besser und reichlicher  
zu Nacht gespeiset hatten, als wohl alle die,  
welche ihnen zu ihrem Braten und Salat sammt  
ihrem Putrant einen Zehrsfennig beisteuerten.  
„Karten her!“ schrien sie nochmals. Der Wirth  
steht auf, holt aber nicht das zweiunddreißig-  
blättrige Kartenduch, sondern — ein Gebetbuch  
und sagt: „So! jetzt habt ihr gegessen und ge-  
trunken, und jetzt ist es Nacht; da könnt ihr,  
wenn ihr wollt, einen Abendsegen mit einander  
lesen, und dann zu Bett gehen; Karten habe  
ich keine und das Spielen habt ihr nicht nöthig.“  
Die zwei „arme Reisende“ machten lange Ge-

sichter, aber sie bekamen Respekt vor dem Wirth  
und lasen — vielleicht nach langer Zeit zum  
ersten Mal wieder — einen Abendsegen und gin-  
gen dann zu Bett. Am andern Morgen meinte  
einer der Handwerksburschen: „So sollten es  
doch alle Wirthche machen! Ich habe schon lange  
nicht so gut geschlafen, und bin lange nicht so  
munter aufgewacht, als heute.“

Ja, so sollten es alle Wirthche machen. Von  
den Wenigen, die es etwa so treiben, ist noch  
keiner verstorben. Aber andere, welche die Gäste  
ungestört alles wüste Leben treiben lassen, das  
ihnen beliebt, sind schon zu Hunderten verstorben  
und zu Grunde gegangen, in Städten wie in  
Dörfern, in Gasthöfen, wie in Kneipen. —  
Unrecht Gut gedeiht nicht.

### Bilder aus dem Elfaß 1873.



enn man Straßburg, „die wunderschöne Stadt“, mit seinem  
prachtvollen Münster und vielen anderen Sehenswürdigkeiten  
gehörig beschaut hat und seinen Wanderstab in das Elfaß  
Land weiter trägt, dann kommt man zu der Ueberzeugung:  
ja dieß ist doch ein schönes Gebiet auf Gottes weiler Erde.  
Man kann sich auch nichts Süßeres denken als ein Dorf  
im Elfaß. Der spitze Kirchturm und die Rußbäume, die  
stättlichen Häuser mit dem geschmigten Balkenwerk, den alt-  
modischen Giebeln, den malerischen Erkern, die Dorfschenke  
mit ihrem Kranz von grünen Weinblättern und sonstigen  
Pierath und Zeichen, die sauberen Straßen, die schmutzen  
Blumengärten, dies Alles macht auf den deutschen Reisen-  
den ein trauten, anheimelnden Eindrud; er fühlt es auf der  
Stelle, daß er kein Fremder ist im Elfaß. Zwar erwidert  
man dorten dieses brüderliche Gefühl noch nicht so, wie wir

es wohl wünschen möchten; allein wir müssen gegen diese Mißstimmung billig, gerecht und vor  
Allem geduldig sein. Sie haben die rauchenden Trümmer von Straßburg und die zerstampften  
Felder von Weißenburg und Wörth gesehen; sie haben alles Glend der Schlachten, der Belagerung  
und des Bombardements gelostet, und was sie dabei verloren haben, ist den Elfaßern noch nicht  
vergessen, während der Krieg für den ächten deutschen Mann ein begeistertes Auslodern, eine  
herrliche Wiedergeburt war, ja selbst jedes Opfer, das er von uns verlangte, war ein heiliges.  
Was war aber der Krieg für sie? Ein blutiges Vordringen von einer Staatsgemeinschaft, in der  
sie sich fast zweihundert Jahre wohl und glücklich und zufrieden befanden, eine Demüthigung  
und Erniedrigung. Dieser Empfindung wegen wird die Elfaßer kein vernünftig Denkender  
tadeln, sondern ihren Schmerz vielmehr ehren. Nur so werden wir unseren alten, neuge-  
wonnenen Brüdern helfen, ihn nach und nach zu überwinden. Liebe läßt sich nicht befehlmäßig  
vorschreiben; sie will in einer langsamen und unermüthlichen Arbeit voll Hingebung und Nach-  
sicht erworben sein — und dann erst, wenn dies uns gelungen, wird der Elfaß in Wirklichkeit  
„wieder unser“ sein.

Vieles ist jetzt schon in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren besser geworden, namentlich auf  
dem Lande. Der Bauer vor Allen empfindet die Segnungen, welche die Zugehörigkeit mit



Provinz  
gehören,  
t Mühe  
erwerben  
erwilling,  
steuern.  
gelisten  
zahlen,  
daß die  
und Gr-  
chtigkeit  
lfe des

Salizien  
hen Ar-  
starke  
bensge-  
a neuen  
deutsche  
waren  
er Pfalz  
itte und  
Armen  
ende ge-  
ar Hülfse

rg, ein  
gebiete,  
deutschen  
geleistet,  
a Glau-  
gedient  
und die

en Ge-  
s Flie-  
lfs-Ge-  
historial-  
ordneter  
Böh-  
andere  
ie Noth  
che der  
geseg-

fassung  
erst die  
ist und

Liebes-  
iekt an

Für die 1873 zu feiernde 27. Jahresver-  
sammlung wurde die Stadt Kassel bestimmt.  
Da somit die Tagesordnung erledigt war, schloß  
Präsident Dr. Hoffmann die über 6 Stunden  
während Verhandlung mit der Erklärung: in  
Speyer hat sich Alles vereinigt, das Fest zu  
einem herrlichen und lieblichen zu machen.

Am Abende fand noch auf dem Hofkeller  
ein stark besuchtes Concert statt, das allgemeinen  
Beifall fand, und in der Frühe des folgenden  
Tages verließen die so freudig und herzlich nach  
Pfälzer Sitte aufgenommenen Festgäste die alt-  
ehrwürdige Stadt Speyer, theils in das nahe  
Haardtgebirg, theils nach Elsaß und Lothringen  
Ausflüge machend. Es wäre in der That jedem



### Papst Benedict der Dreizehnte.

auf der Burg zu Peniscola, die vom Fels zur Dedo blüht,  
Am Altar, im Kreis der Mönche, steht der greise Benedict.  
Einst zum Pontifex erkoren, nun entsetzt durch's Kaiserwort,  
Barg er, unversöhnlich grollend, wie ein wunder Aar sich dort.  
„Herr, das Amt der ewigen Schlüssel, das du deinem Knechte gabst,  
„Wer vermag's mir anzutasten? Laß sie brän'n. Ich bin der Papst.  
„Über Fürstenmacht und Völker hast du mir Gewalt verliehn,  
„Wagt zu trogen mir der Erdkreis, dein Gericht herab auf ihn!“  
Und empor das Auge wendend, das des Himmels Blitze sucht,  
Spricht er feierlich den Bannfluch, der die ganze Welt verflucht,  
Unter Grabgeläut die Kerzen löscht er aus am Hochaltar:  
„Also seid im Buch des Lebens ausgehan für immerdar!“  
Dummp erschallt der Chor der Mönche: „Tag des Hornes, brich heran!“  
Doch die Sonne wallt wie gestern ruhig lächelnd ihre Bahn.

E. Geibel.

### Gute Wirthschaft mitten in böser Wirthschaft.

„He! Schnaps her!“ ruft einem Gastwirth ein  
Angetrunkener mit einem Kameraden zu,  
der auch schon lange nach der Schnur zu lau-  
fen verlernt hatte. „Schnaps her!“ Ruhig geht der  
Wirth dem Angetrunknen entgegen und sagt:  
„Guter Freund, für euch habe ich keinen Schnaps;  
ihr habt schon genug und mehr als genug be-  
kommen; machet, daß ihr heim kommt!“ „Ich  
zähl's ja,“ schreit zornig der Gast, und wirft  
ein Thalerstück auf den Tisch. Darauf der Wirth:  
„Und wenn ihr mir auch ein Thalerstück für  
einen Schnaps wollt geben, für euch hab' ich kei-  
nen; ein nüchterner Gast ist mir eine Ehre;  
könnt morgen kommen, wenn ihr nüchtert seid.“  
Da flucht und schimpft der Schnapsler und heißt

den Wirth einen Dummkopf, der seinen Vortheil  
nicht verstehe. Der Wirth macht die Thüre auf  
und sagt: „Ob ihr mich für klug oder dumm  
haltet, ist mir einerlei; Betrunkene dulde ich  
einmal nicht in meinem Hause, und Fluchen soll  
ohnehin in meinem Hause nicht gehört werden,  
— und seht, da draußen ist euer.“

Wollten doch die Wirthhe lernen, daß nicht je-  
des Einschenken lauter Profit bringt, und daß  
man damit nicht auf den grünen Zweig kommt,  
je voller die Stube ist und je ärger das Getob  
und Gezohl darin, besonders am Sonntag. Der  
Gastwirth, von dem Obiges erzählt ist, hat gute  
Einkehr und von lauter Gästen, die Sittsamkeit  
und Ordnung lieben, und ist's sein Schaden  
nicht, daß er keinen Säuser und Flucher duldet.

2\*



Ebenso wie auch einem andern Wirth, der das Kartenspiel nicht zuläßt.

„Karten her!“ schrienen zwei Handwerksbursche, die den Tag über im Ort und Umgegend fleißig fechten gegangen, und dann besser und reichlicher zu Nacht gespeiset hatten, als wohl alle die, welche ihnen zu ihrem Braten und Salat sammt ihrem Zutrant einen Zehrfennig beisteuerten. „Karten her!“ schrienen sie nochmals. Der Wirth steht auf, holt aber nicht das zweiunddreißigblättrige Kartenbuch, sondern — ein Gebetbuch und sagt: „So! jetzt habt ihr gegessen und getrunken, und jetzt ist es Nacht; da könnt ihr, wenn ihr wollt, einen Abendsegen mit einander lesen, und dann zu Bett gehen; Karten habe ich keine und das Spielen habt ihr nicht nöthig.“ Die zwei „arme Reisende“ machten lange Ge-

sichter, aber sie bekamen Respect vor dem Wirth und lasen — vielleicht nach langer Zeit zum ersten Mal wieder — einen Abendsegen und gingen dann zu Bett. Am andern Morgen meinte einer der Handwerksburschen: „So sollten es doch alle Wirthhe machen! Ich habe schon lange nicht so gut geschlafen, und bin lange nicht so munter aufgewacht, als heute.“

Ja, so sollten es alle Wirthhe machen. Von den Wenigen, die es etwa so treiben, ist noch keiner verdorben. Aber andere, welche die Gäste ungestört alles wüste Leben treiben lassen, das ihnen beliebt, sind schon zu Hunderten verdorben und zu Grunde gegangen, in Städten wie in Dörfern, in Gasthöfen, wie in Kneipen. — Unrecht Gut gedeiht nicht.

### Bilder aus dem Elsaß 1873.



enn man Straßburg, „die wunderschöne Stadt“, mit seinem prachtvollen Münster und vielen anderen Sehenswürdigkeiten gehörig beschaut hat und seinen Wanderstab in das Elsäßer Land weiter trägt, dann kommt man zu der Ueberzeugung: ja dieß ist doch ein schönes Gebiet auf Gottes weiter Erde. Man kann sich auch nichts Hübscheres denken als ein Dorf im Elsaß. Der spitze Kirchturm und die Nußbäume, die stattlichen Häuser mit dem geschweiften Balkenwerk, den altmodischen Giebeln, den malerischen Erfern, die Dorfschenke mit ihrem Kranz von grünen Weinblättern und sonstigen Zierrath und Zeichen, die sauberen Straßen, die schmucken Blumengärten, dies Alles macht auf den deutschen Reisenden ein trauten, anheimelnden Eindruck; er fühlt es auf der Stelle, daß er kein Fremder ist im Elsaß. Zwar erwiedert man dorten dieses brüderliche Gefühl noch nicht so, wie wir

es wohl wünschen möchten; allein wir müssen gegen diese Mißstimmung billig, gerecht und vor Allem geduldig sein. Sie haben die rauchenden Trümmer von Straßburg und die zerstampften Felder von Weißenburg und Wörth gesehen; sie haben alles Elend der Schlachten, der Belagerung und des Bombardements gekostet, und was sie dabei verloren haben, ist den Elsäßern noch nicht vergessen, während der Krieg für den ächten deutschen Mann ein begeistertes Auflodern, eine herrliche Wiedergeburt war, ja selbst jedes Opfer, das er von uns verlangte, war ein heiliges. Was war aber der Krieg für sie? Ein blutiges Losreißen von einer Staatsgemeinschaft, in der sie sich fast zweihundert Jahre wohl und glücklich und zufrieden befanden, eine Demüthigung und Erniedrigung. Dieser Empfindung wegen wird die Elsäßer kein vernünftig Dentender tabeln, sondern ihren Schmerz vielmehr ehren. Nur so werden wir unseren alten, neugewonnenen Brüdern helfen, ihn nach und nach zu überwinden. Liebe läßt sich nicht befehlsmäßig vorschreiben; sie will in einer langsamen und unermüdlchen Arbeit voll Hingebung und Nachsicht erworben sein — und dann erst, wenn dies uns gelungen, wird der Elsaß in Wirklichkeit „wieder unser“ sein.

Vieles ist jetzt schon in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren besser geworden, namentlich auf dem Lande. Der Bauer vor Allen empfindet die Segnungen, welche die Zugehörigkeit mit



dem deutschen Reiche ihm bringen wird. Er bedarf wie vor dem französischen Beamten keines Dolmetschers mehr, er kann selbst vor Gericht sein „Dätsch“ reden. Er ist sicher, ein billiges Gehör zu finden und ein gerechtes Urtheil zu erhalten, während unter der französischen Herrschaft die Richter nach der Pariser Luft, die sie eingeathmet, der Bestechung leicht zugänglich waren. Auch die Verwaltung der Gemeinde ist bereits unter den deutschen Beamten eine bessere und ehrlichere geworden, was die Reisten bereits erkennen und sich nicht mehr nach den Klatschböfen des französischen Babels sehnen. Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die deutsche Justiz bisher das Meiste dafür gethan, um die Achtung und das Vertrauen der Elässer Landbevölkerung zu gewinnen, und ist dies ein Zug, der nicht minder zu unseren als zu ihren Gunsten spricht. Denn er zeigt abermals, wie tief deutsches Wesen dort noch wurzelt. — Seit beinahe 200 Jahren arbeitete

der französische Geist daran, sie zu verwässern; aber die deutsche Art hat sich fast unzerstörbar erwiesen, und nur in den Städten zeigt sich mehr Entfremdung, die durch die vielen französischen Beamten, welche sich in denselben aufhielten, und mancherlei Gefindel Erklärung findet. Auf dem Lande hat sich deutsche Sprache, deutsche Sitte erhalten. Wie schön nehmen sich diese hübschen Mädchen, diese kräftigen Frauen mit ihren schneeweißen Hemdärmeln und bunten Röcken, ihren breiten Bandhäuben und gestickten Wiedern, ihren Böpfen und Schleifen aus, und ebenso die Burtschen und Männer in ihrer einfachen, kleidsamen Tracht! Man muß bei deren



Eine Bauerhochzeit im Elß.

gar anmuthig auf dem halben Wege zwischen Bischweiler und Straßburg liegt, an. Das Fest beginnt damit, daß die sogenannten „Hochzeitbursche“ nicht etwa zu Fuß, sondern beritten auf den schönsten Pferden, die sie im Stalle haben, und der Elß hat schmutze Roffe, und festlich geschmückt mit einem großen Rosmarinstrauch vorn an der Brust, von Dorf zu Dorf reiten, um die Gäste zu bitten. Wohin sie gekommen, ist für sie der Tisch gedeckt und der Weinkrug gefüllt; ihre Arbeit ist aber auch keine kleine, denn die Freundschaft ist groß im Elß, und wer dazu gehört, arm oder reich, wird geladen. Während die Purtsche ihren Umritt halten, wird dabei

Ablick gesehen, daß die Elässer im Lande der wechselnden und anstrengenden Mode sich viel ursprünglicher und sogar deutscher in Tracht und Sitte gehalten haben, als die Dörfler im alten deutschen Reiche, die von der Cultur der großen Städte belebt in ihren Dörfern schon halbe verzwickte Stätten geworden sind.

Ebenso treu haben die Elässer der väterlichen Sitten und Gebräuche beibehalten, trotzdem der französische Geist selbst über Frankreich hinaus überall einen modernen Schlimm beigebracht hat. Dies kann wohl nicht besser und ersichtlicher dargestellt werden, als an einem Hochzeitstag im Elässer Lande. Eine Hochzeit ist dort eine große, gewichtige Angelegenheit. Nicht nur das Haus und die Nachbarschaft, sondern das ganze Dorf und die ganze Gegend nehmen daran Theil. — Auch dauert eine solche nicht einen Tag, wie bei uns, sondern eigentlich mit all' ihren Vorbereitungen eine volle Woche. Unser Reiserder sah dieses festliche Treiben in dem Dorfe Wendheim, welches

im Hoch  
Kessel v  
schen, f  
zapft.

Die  
Dorf  
einzieher  
auf den  
und das  
ließ sich  
neite ver  
ist im  
trappel  
bald wa  
terrupp  
grüfte d  
tem Jub  
landesbü  
mit Bä  
sam ein  
Wagen,  
Derjelbe  
und Ha  
laden, d  
vornauf  
chen in  
rechts, h  
das war  
hätte ein  
im Arm  
schwankt  
führen,  
von den  
ritt der  
mit lang  
säblerne  
hundert,  
eine Gu  
dem erst  
ter eben  
und die  
Werden  
sen von  
den Reit  
Aburmlu  
den läut  
ging der  
des am  
noch deu  
und als  
schaft auf  
Wahrgeld



im Hochzeitshaufe gefotten und gebraten, ganze Kessel voll, und der Wein wird nicht nach Flaschen, sondern nach Fässern berechnet und verzapft.

Die Braut, die aus Lampertshcim, einem Dorfe in der Nähe war, mußte in kurzer Zeit einziehen, und Alt wie Jung in Wendheim war auf den Weinen, den Hochzeitszug mit anzusehen und das Einbringsel der Braut zu mustern. Bald ließ sich eine Fidel, ein Baß und eine Clarinette vernehmen, das Zeichen, der Hochzeitszug ist im Anmarsch. Böllerschüsse und Pferdege-trappel tönnten dazu aus einiger Entfernung; alsbald war die Dorfstraße von einem lustigen Reitertrupp gefüllt und alles versammelte Volk begrüßte denselben mit Mützen-schwenken und lautem Jubel. Hinter den drei Musikanten, deren landesübliche dreispitzige Hüte — Dreimaster — mit Bändern und Blumen geschmückt waren, kam ein wunderlicher, von zwei Ochsen gezogener Wagen, geführt von einem schmucken Burschen. Derselbe war bis oben hinauf mit Möbeln und Hausgeräth, mit Pfannen und Kesseln beladen, daß er ganz voll von Kränzen hing und vornauf saßen zwei wunderhübsche junge Mädchen in schönen, trachtsamen Kleidern. Die eine, rechts, hatte ein zierliches Spinnrad in der Hand, das war die Brautjungfer. Die andere aber hatte einen Wocken, anderswo Roden, Flach in dem Arm, und das war die Braut. Der Wagen schwante und duftete, wie sie langsam vorbeifuhren, von lauter frischem grünem Laub und von den prächtigsten Blumen. Neben der Braut ritt der Bräutigam in einem altfränkischen Rock, mit langen Schößen, tiefen Taschen und großen stählernen Knöpfen, wie aus dem vorigen Jahrhundert, und um den Rand seines Hutes war eine Guirlande von Rosen geschlungen. Hinter dem ersten Wagen kam ein zweiter und ein dritter ebenso geschmückt und beladen wie der erste, und die Burschen auf ihren bunt behänderten Pferden sprengten heran, und ein dichter Haufen von Fußgängern, Kopf an Kopf, schloß sich den Reitern an, bis an die Kirche, aus deren Thürmlichen Fahnen wehten, während die Glocken läuteten und die Böllerschüsse dröhnten. So ging der Zug weiter bis an den großen Meierhof am Ende des Dorfes, in welchen die Braut noch heute als junge Bäuerin einziehen sollte; und als die gastliche Stätte die ganze Gesellschaft aufgenommen, ward der Spinnrocken als Wahrzeichen, die Braut ist eingerückt, aus einem

der Fenster des ersten Stockes ausgesteckt. Von jetzt gibt es eine Pause bis zum festlichen Kirchgange, dessen Beschreibung der Kalender im nächsten Jahre bringen wird. Dafür für den Leser einige Data des Reichslandes Elsaß und Lothringen, durch den Frankfurter Frieden Deutschland wiedergewonnen.

Das Reichsland zerfällt in 3 Bezirke und 23 Kreise in einer Größe von 260 □ Meilen. Die Einwohnerzahl beträgt 1,600,000 Personen. Der Gesamtbetrag der Staatseinnahmen gegen 46 Millionen Francs. — Von der Oberflächbildung des Landes gehören 60 □ Meilen der Tiefebene, 45 dem Gebirge, die übrigen 155 □ Meilen dem Hüggelland und den Hochebenen an. Man zählt 1600 Bäche und Flüsse, sowie viele große Teiche. Dabei 54 Meilen der vortrefflichsten, für die Industrie höchst wichtigen Schiffahrtskanäle, und Eisenbahnen mit einer Länge von 104 Meilen. Das Klima ist gesund, aber der Boden des Gebirgs ist arm, wenig für Ackerbau, mehr für Wiesenkultur geeignet. Das Hüggelland vor dem Vogesengebirg treibt ausgedehnten Wein- und Obstbau; die Ebene ist das herrlichste Ackerland und großartig sind die Wälder. Auch an Mineralien ist das Reichsland reich; es liefert 3½ Million Centner Eisen, sehr viel Salz, Steinkohlen, Torf &c. Sehr wichtig ist die Industrie. Man zählt 1000 Dampfmaschinen in 767 Geschäften, die Del, Brantwein, Bier, Zucker, Papier, Baumwollgarn (2,100,000 Spindeln), Webstoffe (50,000 Webstühle), Waffen &c. produciren. Von den Bewohnern reden 300,000 das Französische als Muttersprache, weit über 1 Million aber deutsch. Von größeren Städten zählen Straßburg 85,529, Mülhausen 52,825, Metz 51,388 Einwohner.

### Der Peterspfennig.



seit den Jahren als die bigotten Katholiken Italiens ihrem heiligen Vater sein weltliches Regiment, anfangs stark beschnitten und dann vollständig seinen Händen entzogen haben, stießen ihm sogenannte Peterspfennige aus allen katholischen Ländern in Hülle und Fülle zu. Daß aber diese heilige Spende in der katholischen Welt keine Neuerung ist, sondern aus uralter Zeit stammt, ist wohl Manchem unserer Leser unbekannt, und deshalb die Mittheilung nach obiger Ueberschrift.



Der Peterspfennig, dem Apostel Petrus, dem angeblich ersten römischen Bischof, zu Ehren also benannt, soll eine Liebesgabe für den Papst sein. Diese Liebesgaben sind daher mit jenem bedeutungsvollen Namen bezeichnet worden. Der Peterspfennig wurde vor der Reformation in den nordischen Reichen bezahlt und ist aus einer freiwilligen Gabe eine nothwendige Steuer geworden, welche dann die Päpste als Zeichen der Abhängigkeit forderten.

Zuerst wurde der Peterspfennig in England gegeben, und dort ist auch die Methode, ihn aus einer Liebesgabe zu einer Steuer zu machen, zuerst in Anwendung gebracht worden. König Ina v. Wessex listete während einer Wallfahrt nach Rom dort eine Schule und verordnete, daß zu ihrer Unterstützung jährlich eine Collecte von jedem Hause erhoben werde. Festerer Gestalt nahm der Peterspfennig an unter dem König Dissa (+ 796). Nachdem dieser König durch verrätherischen Mord seine Herrschaft in England erweitert, ging er nach Rom, um dort Absolution zu erlangen. Er schied als des Papstes Freund und war so wohlthätig in Rom, daß er dem Nachfolger Petri für die Armen und Beleuchtung der Kirche eine jährliche Dotation aus seinem Lande zusagte. Diese wurde von da an mit steigender Strenge erhoben. In der Mitte des zehnten Jahrhunderts wurde sie als Handpfennig am Tage Petri von jedem Hause bei harter Strafe verlangt. Gregor VII ließ sie von Wilhelm dem Eroberer sogar als ein Zeichen der päpstlichen Oberhoheit einfordern. Auch zahlte Wilhelm die Summe, wies jedoch den päpstlichen Anspruch zurück; die folgenden Könige aber hatten immer noch mit diesem Anspruch zu kämpfen und waren gleich ihrem Lande durch des reinigen Dissa fromme Gabe bedrückt, bis endlich Heinrich VIII die Parlamentsacte, welche den Peterspfennig aufhob, besätigte.

Gregor VII wollte auch in Frankreich und Spanien den Peterspfennig einführen, aber er wurde abgewiesen. Glücklicher waren dagegen die Päpste in Schweden und Norwegen, auf den Färder-Inseln und in Irland; und auch großmüthig genug, um von den entlegenen Inseln den Zoll für den Stuhl Petri in Waaren, statt in Geld, anzunehmen.

Im eigentlichen Deutschland ist der Peterspfennig damals nicht eingeführt worden, aber in Dänemark eine Zeit lang, ebenso in Polen und dann auch während des 14. Jahrhunderts

einigemal im Ordenslande Preußen erhoben worden.

Mit der Reformation verschwand diese lästige und drückende Abgabe. Erst das Jahr 1859 gab Anlaß sie zu erneuern, da damals ein Theil der päpstlichen Staaten an Italien fiel. Sie wurde nun wieder als sogenannte freiwillige Liebesgabe eingeführt, um dem Papst den Ausfall in seinen Einnahmen zu ersetzen. Die Einverleibung Roms in Italien hat den äußeren Anlaß zu einer neuen Belegung der Steuer gegeben, eigentlich aber jeden inneren Grund für dieselbe weggenommen. Denn der italienische Staat hat durch das Garantiegesetz dem Papste die jährliche Rente von 3,225,000 Lire oder Fres. ausgenommen, eine Summe, mit welcher er reichlich auskommen kann, wenn er als Bischof katholischer Christen deren religiöse Angelegenheiten pflegen und die Heterieien einer weltlichen Politik aufgeben will. Die römisch-katholischen Christen, welche diese Liebesgaben heute zahlen, mögen zusehen, daß sie ihren Kindern nicht ein hartes Joch aufladen. Wenn die Opposition des Papstes gegen die Entwicklung der Welt fort-dauern soll, muß auch diese „Liebesgabe“ wiederum in eine „Pflicht“ jedes papstgläubigen Katholiken verwandelt werden.

Deshalb sollten alle Vaterlandsfreunde das katholische Volk aufklären. Der Papst ist nicht in Noth, außer durch seinen Eigensinn. Der Peterspfennig entzieht große Summen dem deutschen Volke und nährt eine staatsfeindliche Agitation. Die großen Anstrengungen, mit welchen gerade die ultramontanen Blätter für denselben eintreten, beweisen, daß er die schlimmsten Feinde der modernen Cultur unterstützt. Er schmeichelt dem Papst mit unerfüllbaren Ansprüchen und nährt einen Zustand, der in der katholischen Kirche selbst die Corruption immer tiefer um sich greifen macht.

Das gemeinschaftliche Liebeswerk des Gustav-Adolfs-Vereins im Jahre 1871 auf der Hauptversammlung zu Speyer.

**A**uch in diesem Jahre ist unser Verein der durch eine mehr als 20jährige Uebung geheiligten und mit den schönsten Erfolgen gekrönten Sitte treu geblieben, durch ein von allen Hauptvereinen auszuführendes, gemeinsames Unterstützungswerk ein bleibendes Denkmal seiner